Zeitschrift: Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 66 (1987)
Heft: 5

Buchbesprechung: Die Liebe in den Zeiten der Cholera [Gabriel García Márquez]
Autor: Sulzer, Alain Claude

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Zehenspitzeneffekt

Privilegien sind Vorrechte. Der Privilegierte hat bessere Möglichkeiten als alle andern. Es ist schön, privilegiert zu sein. Wer im Stadion, wo alle sitzen, aufsteht, ist privilegiert, denn er sieht den Match besser. Nur: Wenn dann alle aufstehen, dann ist das Privileg weg. Wer jetzt noch privilegiert sein will, muss sich auf die Zehenspitzen stellen. Wenn am Ende alle auf den Zehenspitzen stehen, ist es für alle unbequem. Besser würde man sich einigen, gemeinsam wieder abzusitzen.

Fred Hirsch hat dieses Bild in seinem Buch «Die sozialen Grenzen des Wachstums» gebraucht. Beat Kappeler hat es in einer seiner «Bund»-Kolumnen wiedergegeben, und Michael Kaufmann hat in seinem Referat an der Perspektiven-Tagung darauf Bezug genommen. Es ist ein einleuchtendes Bild, und eigentlich sind wir uns alle einig, dass wir abbauen sollten. Aber wo, wie?

Die Perspektivengruppe hat die Akzente anders gesetzt, als ich sie setzen würde. Ich meine aber nicht, dass die Perspektiven-Thesen samt und sonders falsch sind. Sie kommen nur viel zu dogmatisch daher, geben sich viel zu sehr den Anschein von Allgemeingültigkeit.
Die Perspektivenleute repräsentieren ein gesellschaftliches Teilinteresse; das müsste man ihnen vor Augen halten. Sie sind nicht der Bauchnabel der Partei, auch nicht das Gehirn. Aber sie haben Gewicht. Wo sind die Gegengewichte?

Literatur: Der neue Roman von Gabriel García Márquez

Die Liebe in den Zeiten der Cholera

Von Alain Claude Sulzer

Es geht dem kolumbianischen Nobelpreisträger Gabriel García Márquez in seinem neuesten Werk, dem umfangreichen Roman «Die Liebe in den Zeiten der Cholera», ein weiteres Mal darum, das Leben einiger Menschen und deren Schicksal in einer genau umrissenen, plastisch geschilderten Umgebung so eindringlich darzustellen, dass wir die Distanz dazu sehr schnell verlieren, uns die Personen gewissermassen zu eigen machen, uns in ihnen womöglich gar zu erkennen vermögen.
Márquez hat einen Gesellschaftsroman geschrieben, in dessen Mittelpunkt zwei Männer und eine Frau stehen – es handelt sich demnach auch um eine Dreiecksgeschichte –; nicht also die Gesellschaft, in der sie sich bewegen, steht im Zentrum, sondern die darin sich bewegenden Individuen; jedoch ist die Gesellschaft kaum je aus ihrem Handeln weggedacht. Es ist eine Klassengesellschaft, und es erscheint in diesem Roman des Kolumbianers nur eine einzige Klasse, die, die herrscht. Dennoch wird man bei der Lektüre das Gefühl nie los, die einzelnen Mitglieder dieser Klasse würden zwangsläufig anders handeln, wenn sie unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen leben müssten.
Márquez schafft Atmosphäre, zumeist auf Anhieb, mit wenigen Sätzen, von Anfang an. So sind uns die drei Hauptpersonen des Romans sehr bald Vertraute, Bekannte, deren Schritte nicht lange erklärt werden müssen. Wir verstehen sie, ohne dass der Autor für sie um Verständnis bitten müsste. Wir begleiten sie auf ihrem langen, mehr oder weniger gemeinsamen Weg durchs Leben als stille Beobachter. Die Figuren in Márquez' neuem Roman sind für die kurze Weile des Lesens unsere Nächsten. Das heisst wohl, dass wir an sie glauben oder doch an eine bestimmte Seite ihrer Existenz. Wir glauben durch sie an die Literatur, die sie schafft; an eine Literatur, die glauben machen kann, das Leben, ja die Welt liesse sich – wenn auch nur vereinfacht – immer noch *nacherzählen*.
Sie kann es nicht. Und doch erreicht Márquez für die Dauer des Lesens, dass wir ihm glauben; einfach, weil wir ihm folgen, weil wir uns von ihm gern durch seine Chroniken leiten lassen.
Gabriel García Márquez gehört zu jenen Schriftstellern, die an die chronologische Darstellung eines ganzen Menschenlebens durch die Literatur nicht nur glauben, sondern diesen Glauben auch – schreibend – immer wieder praktizieren. Nichts anderes tut er, wenn er uns «das Leben» dreier auf verschiedene Weise miteinander verbundener Menschen tatsächlich «ganz» erzählt; als Einheit, als Ganzes; und nicht mit Mitteln, die von der Unmöglichkeit dieses Unterfangens erzählen. Márquez denkt nicht daran, sich beirren zu lassen. Weshalb auch? Die Folgsamkeit seiner Leser scheint ihm recht zu geben. Er ist, wie die Erzähler des bürgerlichen Romans, der fast allwis-

sende Vermittler zwischen seinem Romanpersonal und den Lesern, ein Autor, der das Wesentliche meint und das Wesentliche zu bezeichnen gewillt ist, in welcher Form auch immer. Im Falle Márquez haben wir uns angewöhnt, aus seiner Feder originelle Details, abertausend Einzelheiten zu erwarten, die sich zu einem Ganzen zusammenfügen – und er enttäuscht auch diesmal nicht oder doch nur manchmal mit einer Überfülle an solchen Einzelheiten.

So stehen wir staunend wie die Kinder vor einem bunten, kraftstrotzenden, wenn auch niemals verwirrenden Gemälde. Nie gerät der Leser in Gefahr, vor lauter Unbegreiflichkeit wegsehen zu wollen, weil ihm nicht alles erklärt wird; hier wird alles erklärt, wenn auch nie vordergründig. Márquez zwingt durch seine suggestive Erzählkraft zum Hinsehen, zum Weiterlesen also. Er macht es uns in gewisser Hinsicht leicht, seine Figuren zu durchschauen, seine Sicht der Welt durch die Literatur – die wir natürlich nicht zu teilen brauchen, wenn wir seinen Roman lesen – für die Dauer der Lektüre widerspruchslos zu akzeptieren als eine Art und Weise, das Komplizierte so zu vereinfachen, bis es endlich zwischen zwei Buchdeckel passt. Konfrontiert mit der heutigen Welt bleiben Farben, wunderbare Farben übrig, das, was man als südamerikanische Fabulierlust und -kunst bezeichnen mag, an der sich ergötzt, wer sie in der europäischen Literatur verzweifelt und erfolglos sucht; Farben, die Márquez allerdings in eine Welt verbannt hat, die unzweifelbar für immer versunken ist. Denn sein Roman endet in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts. Márquez hätte sich ganz sicher nie dazu verstiegen, dieselbe Geschichte in unserer Zeit spielen zu lassen. So ist sie eine Art Märchen geworden.

Und doch: in dieser Bilderbuchwelt voller Originale, Papageien, lustigen Witwen hat Márquez Dinge sich abspielen lassen, die immer wieder vergessen lassen, wie problematisch seine zwar ehrenwerte, aber doch irgendwie anachronistische Weltschau und Weltwiedergabe in ihrer gewollten Simplizität sonst ist. Diesen Dingen hat er einen einfachen und einleuchtenden Namen gegeben: die Liebe in den Zeiten der Cholera. Die Liebe als Inbegriff der Variation: die unerhörte Liebe, die eheliche Liebe, die heimliche Liebe, die sich erfüllende Liebe sind das grosse Thema dieses Romans. Die Liebe, die in sich so voller Widersprüche ist, dass ihr – ist einer ein so begabter und geschickter Erzähler wie Márquez – seitens der Literatur nichts hinzugesetzt werden muss; die Geschichten, die sie provoziert, scheinen von selbst zu sprechen, über sich.

Dabei bleibt die Cholera fast bis zum Ende des Romans im Hintergrund als eine der unzähligen, schon etwas in die Ferne vergangener Zeiten gerückte Metapher für den Tod, der jeden ereilen kann, auch den Reichen, sofern er nicht rechtzeitig vor ihm geflohen ist. Am Ende des Romans wird diese entsetzliche Krankheit zur Erlöserin in einem seltsamen Liebeskonflikt oder vielmehr in einem Konflikt, den die Liebe hervorgerufen hat. Die Cholera löst den Konflikt. Durch sie brauchen sich zwei Liebende vor der Gesellschaft, die sie fürchten, nicht mehr zu offenbaren, durch sie geraten sie in die Lage, allein bleiben zu können. Allein auf einem Schiff, auf dem die Cholera-Flagge gehisst wurde, obwohl sie auf dem Schiff gar nicht herrscht. Der Glaube jener, die sich an Land befinden, auf dem Schiff befänden sich Cholerakranke, macht die beiden Liebenden frei. Kein Hafen ist gewillt, sie aufzunehmen. Sie sind für sich allein. Nichts anderes wollten sie.

Doch wie lange, wenn auch nur selten beschwerlich, war der Weg bis zu diesen letzten Momenten. Die Liebenden sind alte Leute, als sie noch einmal von vorn anfangen: mit dem vollkommen neuen Wissen um das unumgängliche Ende ihres Lebens, das einhergeht mit dem Ende einer ganzen Epoche.

Márquez erzählt auf fünfhundert Seiten das lange Leben dreier Menschen, die einander von früher Jugend an verbunden sind. Es ist dies die schöne Fermina Daza und deren Mann Juvenal Urbino, mit dessen Todestag der Roman auf seinen vielleicht überzeugendsten, schönsten Seiten anhebt; und es ist als dritter Florentino Ariza, der unerhörte erste, heimliche Verlobte Fermina Dazas.

Márquez gibt, vom Todestag Urbinos ausgehend, einen chronologischen Rückblick auf das Leben vor allem Ferminas und Arizas, die einander jahrzehntelang nur flüchtig und immer in Gegenwart anderer bei gesellschaftlichen Anlässen begegnen. Unvergesslich werden einem wohl die Schilderungen typischer ehelicher Situationen zwischen Fermina und Juvenal Urbino bleiben, eher verblassen werden vermutlich die ermüdenden unzähligen Liebesabenteuer Arizas, der sich, nachdem Fermina ihm den Laufpass gegeben hatte, ein Leben lang bei anderen Frauen über den Verlust der wahren Geliebten hinwegzutrösten versucht, stets mit dem Ziel vor Augen, sie eines Tages doch noch für sich gewinnen zu können. Er hat Zeit zu warten.

Ariza, obwohl Hauptfigur, nimmt kaum Gestalt an, er bleibt, verglichen mit den beiden anderen zentralen Perso-

nen des Romans etwas farblos. Es scheint, als habe Márquez dieser grandios lächerlichen Figur die wahre, grosse Lächerlichkeit, die in ihr stecken könnte, die Lächerlichkeit eines Don Quichotte nicht zugestanden. So besteht sie vor allem aus vielen mehr oder weniger originellen, sich erschöpfenden Episoden. Erst zum Schluss, da er sein Ziel erreicht, Juvenal Urbino tot und Fermina zu neuer Liebe bereit ist, wird auch Ariza zur greifbaren Gestalt.

Es sind gewissermassen die Ecksätze dieser Sinfonie – die Anfangs- und die Schlusskapitel des Romans – die in Bann schlagen, so sehr, dass man natürlich auch den Rest in Kauf nimmt. Man nimmt das, was zum Ballast gehört, den das Schiff des bürgerlichen Romans notwendigerweise inzwischen mit sich führt, in Kauf, weil nichts darüber hinwegtäuscht, dass einige Passagen, ja ganze Kapitel von der «Liebe in den Zeiten der Cholera» so genau, mit so viel Liebe, mit solcher Bravour geschrieben sind, dass man für die Zeit des Lesens für einmal an ein anderes Ende der Welt versetzt wird: nicht allein nach Kolumbien vor hundert Jahren, sondern ein seltenes Mal in jene Welt, in die man sich als Kind des öftern wegstehlen konnte: in die Welt der Erfindungen, der Literatur.

Gabriel García Márquez. Die Liebe in den Zeiten der Cholera. Roman. Aus dem kolumbianischen Spanisch von Dagmar Ploetz. 509 S. Kiepenheuer & Witsch 1987.

Eine wichtige neue Publikation

Handbuch Frieden Schweiz: Weit mehr als ein Handbuch

Von Peter Haber

Die Hochkonjunktur der Friedensbewegung ist vorbei; die Zivildienstinitiative wurde 1984, das Rüstungsreferendum erst letzten Monat bachab geschickt. Und um die Armeeabschaffer ist es verdächtig ruhig geworden. Dass aber die Diskussion weiter läuft, dass nicht alles nach dem grossen Boom und den gigantischen Friedensdemonstrationen sich in Schall und Rauch aufgelöst hat, beweist ein kürzlich im Basler Z-Verlag erschienenes Buch.

Als Herausgeberin zeichnet das in Basel beheimatete «Forum für praxisbezogene Friedensforschung», das 1981 gegründet wurde. Es ist die erste grössere Publikation des Forums, das ohne staatliche Hilfe versucht, kritische Forschung zum Thema Militarisierung und Friedenserziehung in der Schweiz zu betreiben. Das 380 starke Buch gliedert sich in drei Teile: Diskussionen, Berichte und Dokumentation.

Die beiden Historiker Ruedi Brassel und Jakob Tanner liefern in ihrem Hauptbeitrag im Teil I des Buches die erste zusammenhängende Geschichte der Friedensbewegung in der Schweiz von ihren Anfängen 1830 bis zum heutigen Tag, die bisher veröffentlicht wurde. Die beiden Autoren setzen den Zeitpunkt, bei welcher man von einer Friedens*bewegung* reden kann, mit der Gründung der Genfer «Société de la Paix» durch Jean-Jacques de Sellon im Jahre 1830 fest. Sie bezeichnen die Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg als eine erste Etappe, in welcher der gemässigte Pazifismus die wichtigste Kraft in der Schweiz war. Der damals dominierende «schweizerische Friedensverein» befürwortete zwar eine Landesverteidigung, wehrte sich aber gegen «militärische Exzesse» und verlangte im übrigen internationale Schiedsgerichte. Brassel und Tanner versuchen auch die Rolle der Arbeiterbewegung in den damaligen Friedensbestrebungen herauszuarbeiten: während bis zum Anfang unseres Jahrhunderts eine dem Klassenkampf untergeordnete «flexibelmoderate» Haltung zur Landesverteidigung feststellbar gewesen sei, ist mit der Radikalisierung der Arbeiterbewegung auch innerhalb der Sozialdemokratie ein antimilitaristischer Flügel entstanden. Die Autoren führen diese Entwicklung nicht zuletzt auf die Erfahrungen der Arbeiterschaft mit dem Militär während der Streiks zurück. «Eher unfreiwillig trug die Sozialdemokratie, wegen der Ablehnung der Militärkredite und der inneren Einsätze der Armee, das Stigma des Antimilitarismus».

Als zweite Phase wird die Entwicklung bis zum Aufkommen einer «neuen Friedensbewegung» zusammengefasst. Die Erfahrungen des Krieges haben einerseits zu einer Stärkung der antimilitaristischen Strömung geführt; andererseits gelangt auch der bürgerliche «Völkerbundpazifismus» zu einigem Einfluss. In der Zwischenkriegszeit, betonen die Autoren, wird auch die Zivildienstfrage intensiv debattiert, während nach dem Zweiten Weltkrieg sich die Kräfte auf eine neue Weltordnung zu konzentrieren schienen.

«Aufbruch zu neuen Ufern. Vom Antiatomprotest zur heutigen Friedensbewegung» ist der dritte und letzte Teil des über 70seitigen Beitrages über-